

BOTSCHAFTEN AUS DEM KÄFIG

Hans-Jürgen Heinrichs

in: *Frankfurter Rundschau*, 20.10.04

Angst ist das dominierende Gefühl, das der Gefangene Rashid im Lager Guantánamo empfindet. Bewältigen lässt sich die Angst nur durch die Ausblendung totaler Trostlosigkeit und Unmenschlichkeit und durch den Versuch, zu vergessen. Aber das ist kaum zu schaffen: »Die dauernde Übelkeit, Atemnot und Schwindel, das Schwitzen, Jucken und Herzklopfen, alles stört ihn beim Vergessen.«

Dorothea Dieckmann stellt ihren Roman *Guantánamo* unter ein Motto von Kafka, in dem das Gefühl des Versunkenseins in die Nacht beschrieben und die Notwendigkeit benannt wird, dass einer da ist, der wacht. Und sie fügt eine Vorbemerkung hinzu, in der sie ihr Vorgehen, von außen ins Innere der Gefangenen und deren Leben in völliger Dunkelheit, zu rechtfertigen versucht: Ins Innere könne nur die Vorstellung schauen, und das einzige zugängliche Innere sei das eigene.

Der erste Eindruck, den man schon bei der bloßen Ankündigung eines Romans namens *Guantánamo* gewinnt, ist geprägt von Skepsis, ja, dem Gefühl, dass die Frage nur darin bestehen kann, auf welchem Niveau der Autor, in diesem Fall die 1957 geborene Schriftstellerin Dorothea Dieckmann, scheitert. Hat denn ein Roman die Chance, ein Drama von derartigen Ausmaßen, wie es das Gefangenenlager auf dem kubanischen Stützpunkt darstellt, ohne jede Zeugenschaft erzählerisch zu erfassen? Kann denn ein Dichter anstelle der Holocaust-Zeugen Primo Levi, Liana Millu, Jorge Semprun, Andrzej Szczypiorski oder Elie Wiesel erzählen, was das Lager aus den Menschen macht, wie sie sich Ersatzwelten in einer unaushaltbaren Realität erschaffen und darin zu überleben hoffen?

Dieckmanns Roman ist nicht weniger als der Versuch, eine existentielle Grenzerfahrung in der Gegenwart und wiederum inmitten der Zivilisation zu beschreiben; die Erfahrung des Barbarischen in den Tiefen der Gefühle und des Leidens auszuloten. Das Lager sei Dunkelheit, Leere, ja, noch weniger, hatte Szczypiorski von Hitlers Konzentrationslagern und Stalins Gulag gesagt, und Elie Wiesel bemerkte, dass sie sich nicht vorstellen konnten, was sie in Zukunft mit ihrem Leben anfangen sollten, in solcher Nähe zur Gegenwart des Todes. Genau dieses Gefühl will uns Dorothea Dieckmann ohne jede Beschwichtigung, in einem Ton nahezu unaushaltbarer Dichte, Schärfe und Atemlosigkeit vorführen, man könnte auch sagen: einhämmern.

Man fühlt, wie es sich anhört, wenn der Gefangene »im Schädel feststeckt« und »die Stille lärmt«; wenn es dumpf im Kopf klopft, nichts abfließt, alles in einem »brodelnden Stau« festhängt; der ganze Mensch »betäubt, gelähmt, und... blind« ist. Der Gefangene lernt, wenn er überleben will, unter den abwegigsten Bedingungen, eine Form der Normalität zu entwickeln, sich einzurichten und sich eine, wenn auch noch so minimalistische,

Lebenswelt zu schaffen. Der Käfig erweist sich nach einer gewissen Zeit als Gestaltungsraum mit extremen Einschränkungen. So erlaubt zum Beispiel nur die Südostecke des Käfigs dem Insassen, wie dies Rashid, die Hauptfigur, erkennt, die Beine im Sitzen auszustrecken.

Das ist eine äußerliche Begrenzung, mit der umzugehen sich lernen lässt. Die größere Tortur spielt sich im Inneren ab. »Erinnerungen sind gefährlich«, lernt Rashid sehr schnell. »Sie bringen die Zeit in den Käfig, und dafür ist der Käfig zu klein.« Rashid lernt, Zeit damit zu verbringen, gegen die Zeit zu arbeiten. Weder im Inneren – in seinen Erinnerungen, Gedanken und Gefühlen – noch im Äußeren der Bewegungen und des damit verbundenen Schwitzens darf er zu viel Energie verbrauchen.

Sein Leben wird zur Einübung in den Stillstand, zur bewussten Lähmung des Kopfes, des Körpers und der Seele. Wie anders sollte er verkraften, was er sieht: dass der Eimer für das Wasser und der Eimer für die Exkremente täglich ihre Funktion ändern können und dass jegliche Intimität und Individualität systematisch zerstört werden.

Muss da nicht Allahs Wort und die Chimäre eines Kollektivs wie ein Heilsversprechen erscheinen und das Lagerleben in die Wolke einer fernen Erlösung einhüllen? Trance und Terror. Terror im Namen der radikal-islamistischen Ideologie, und Terror und Folter unter dem Deckmantel der von der Regierung Bush verkündeten zivilisatorischen Mission.

Rashid lebte in Hamburg, reiste nach dem Afghanistan-Krieg nach Indien und Pakistan, wo er in eine antiamerikanische Demonstration geriet. Der Roman setzt sofort ein mit der Beschreibung der verzweiferten Lage Rashids nach seiner Festnahme, zuerst im Gefängnis, dann im Laderaum eines Flugzeuges nach Guantánamo und schließlich in einem Drahtkäfig, gefesselt, jeder Menschlichkeit beraubt. Fortan durchkreuzen die verschiedenen Erinnerungsebenen seine Übungen im Vergessen und im raum- und zeitlosen Stillstand, im Durchkreuzen des Albtraums dessen, was mit ihm geschehen ist. Panisch versucht er die Erfindung einer anderen Vergangenheit voranzutreiben. Er nennt dies auch das Begehen einer »Lügenstrecke«: wie alles hätte anders kommen können.

Aber nicht nur er ist damit beschäftigt, eine andere Spur zu legen und eine virtuelle Ebene in seinem Lebensweg einzurichten. Auch die, die ihn gefangen halten, versuchen seine Geschichte neu zu schreiben. Sie entreißen ihm sein Drehbuch des Lebens und setzen an die Stelle des »Ich, Rashid«: »Der islamistische Terrorist Rashid«. Das Verhör tritt an die Stelle des Gesprächs. Alles ist darauf angelegt, ihn als Täter zu überführen. Aus dem Mund seiner Bewacher und Richter hört er vertraute Wörter (beispielsweise »Die Straße von Peshawar nach Jalalabad ist der Nachschubweg für die Taliban, sie führt direkt nach Tora-Bora... «), Wörter, die aber etwas Comichaftes im Mund der Gefängniswärter bekommen, angelernte Versatzstücke eines sogenannten Antiterrorkrieges.

Wie bei einem Heroin-Süchtigen vermischen sich nach und nach die verschiedenen, authentischen und erfundenen Geschichten in Rashids Kopf. Die Zerstückelung der

Identität hat im Fall des Guantánamo-Verhörs Methode: den Gefangenen an den Rand des Wahnsinns zu treiben, bis er selbst nicht mehr weiß, was er gesagt und was er nicht gesagt hat. Die Naivität, mit der Rashid zu Anfang noch von seinen Absichten erzählt – nach Afghanistan gegangen zu sein, weil er dachte, der Krieg sei vorbei und er sich im übrigen aus dem politischen Geschehen habe heraushalten wollen –, hört sich schon bald nur noch wie Lug und Trug an.

Eine verbrannte Hülle

Am Ende spricht nicht mehr er; es redet aus ihm heraus. »Jihad, sagt er. Er hat das Wort noch nie benutzt. Er versteht ihre Sprache, und sie verstehen ihn. Er ist ausgeleert. Alles ist gesagt, herausgezischt wie aus einem heißen Überdruckventil. Übrig ist eine verbrannte Hülle, löchrige, verwelkte Haut, Asche.« Auch der zu Tode Gequälte – der den Tod im Leben erfährt – hört noch das Ticken der Halsschlagader, spürt das Fließen oder Stocken des Bluts und sucht sich neue Haltepunkte in der tödlichen Leere: zum Beispiel den Schattenriss eines anderen Gefangenen, eines Gegenstandes, einer Mücke oder eine Eidechse – und das Phantom eines heiligen Kriegs, gemeinsam mit anderen Kriegern, ein Krieg, der hier wie im Wahn oder Fiebertraum, hier in dieser Zelle, allererst als Szenario produziert wird.

Guantánamo ist in uns. Wir hätten es – als Ort maßloser Demütigung und Erniedrigung – nicht erfinden können, wenn es dafür nicht ein Muster in uns gäbe, so etwas wie eine universelle Konstante der »Guantánamoisierung« der Gesellschaft. Und noch etwas kommt hinzu: Kein Mensch könnte es wagen, eine solche Praxis durchzusetzen, wenn er nicht durch die Gesellschaft und den Staat gedeckt wäre. Die zivilisierte Welt – das ist das Skandalon – duldet inmitten ihrer Praxis von Menschenrechten, Menschenwürde und Demokratie das Barbarische im Exzess.

Dem hat Dorothea Dieckmann eine zeitgenössische Stimme gegeben. Ihr vom Scheitern bedrohtes Unternehmen kann als gelungen, ja als notwendig bezeichnet werden. Aharon Appelfeld sagt in Philip Roth' *Shop Talk*: »Die Wirklichkeit des Holocausts übersteigt jede Vorstellungskraft. Hielte ich mich an die Fakten, würde mir niemand glauben.« Dies rechtfertigt auch die »Erfindungen« in Dieckmanns Buch und rechtfertigt grundsätzlich die Form des »Romans«. Um das Buch in der kürzestmöglichen Form zu charakterisieren: ein Bericht aus dem barbarischen Herzen der Zivilisation.

Dorothea Dieckmann:

»Guantánamo.« Roman. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2004, 158 Seiten